

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1927

118 (21.5.1927) Wissenschaft und Bildung

Wissenschaft und Bildung

Beilage zur Karlsruher Zeitung · Badischer Staatsanzeiger Nr. 118

Nr. 20

Samstag, den 21. Mai

1927

Auf Schillers Spuren in Weimar

Von Willi Veils

„Es schmerzt uns, daß ein Mann, der uns so teuer ist, Kummer zu haben scheint. Wir schmeicheln uns, ihn lindern zu können, und dies macht uns Ihre Freundschaft zum Bedürfnis.“ Als der Konfistorialrat Körner, der Vater des Dichters, Schiller nach Leipzig zu sich einlud, berührten diese Zeilen eine schmerzliche Wahrheit. Unstet, in bitterster Armut, verkannt und gedemütigt, war des Dichters Lebensbahn seit seiner Flucht von Stuttgart gewesen. Nun sah er, voll geträufelter Hoffnungen, in Mannheim, als Körners Einladung ihn erreichte. Am 9. April 1785 reiste er nach Leipzig ab, am 17. traf er ein. Von Herzgenade und Liebe umgeben, verlebte Schiller in Kreise der Verehrer zwei glückliche Jahre. Doch wuchs mit der Zeit der Wunsch, sich endlich auf eigene Füße zu stellen und den inneren Druck gegenüber der, wenn auch noch so liebenswürdig dargebotenen Gastfreundschaft von sich zu werfen. Ihn lockte Weimar, wo er im Verkehr mit anderen geistigen Größen Vervollendung und Reife seiner eigenen Kunst zu finden hoffte. Schon Ende Dezember 1784 war Schiller in Darmstadt von Karl August sehr liebenswürdig aufgenommen worden und hatte nach der Vorlesung des ersten Aktes seines „Don Karlos“ den Titel eines weimarerischen Rates erhalten. Am 21. Juli 1787, während Goethe in Italien weilte, traf Schiller an der Stätte ein, die für ihn Heimat und dichterische Reife bedeuten sollte.

„Die Stätte, die ein guter Mensch betrat, ist geheiligt.“ Erhebend und ergreifend ist es, auf den Spuren großer, gottbegnadeter Männer zu wandeln und sich von ihrer Größe umschauern zu lassen. Weimar, der Hort des deutschen Idealismus, ist geheiligter Boden: O, Weimar, dir ward ein besonderes Los, wie Bethleem in Juda, klein und groß. Mit Ehrfurcht und Stolz betreten wir die Stätten, wo Deutschlands größte Geister ihre Erdenbahn vollendeten.

Wendet man sich vom Theaterplatz zur Schillerstraße (früher Eplanade), so steht links, gegenüber einer Nachbildung des Nürnberger Gänsemännchen-Brunnens von Franz Labenwolf, ein schlichtes zweistöckiges Haus mit ausgebautem Dach, im gelben Anstrich wie alle Gebäude der klassischen Zeit und mit grünen Fensterläden. Dieses Haus bezog Schiller 1802. Damals hatte es nach Süden freie Aussicht, so daß Goethes Haus zu sehen war. Im Erdgeschoß waren die Wirtschaftsräume. Das mittlere Stockwerk bewohnten Frau und Kinder; heute befindet sich dort der Sitz der Schillerstiftung sowie das Sekretariat der Schafeparengesellschaft. Der Dichter selbst bewohnte das Dachgeschoß, das heute wieder im alten Zustande hergestellt ist. Zuerst betritt man ein Vorzimmer, das Erinnerungen an den Dichter, hauptsächlich aus der Zeit vor Weimar, enthält. Mit ehrerbietiger Sähen betreten wir die beiden nächsten Zimmer, die Schillers Wohn- und Arbeitszimmer in ihrer ursprünglichen Einrichtung zeigen. In dem in einfachem Empirestil gehaltenen Wohnzimmer steht noch das kleine Spinett, auf dem Charlotte Schiller ihrem Gatten, der sehr gern Musik hörte, an stillen Abendstunden vorspielte. An einer Wand hängt Schillers Lieblingsbild, die Darstellung einer Schlacht. Einfache Möbelstücke, auf denen des Dichters Auge und Hand ge-

ruht, füllen spärlich den einfachen Raum. Das letzte Zimmer ist das bedeutungsvollste. Es war Schillers Sterbezimmer. Am Giebel Fenster, das der Morgen Sonne zugewandt ist, steht der überaus einfache Schreibtisch in dem Zustand, in dem der Dichter ihn verlassen hat. Ein Globus, ein Zintensatz in der Art, wie man die Wasserernäpfechen an Vogelbauern hat, die zuletzt benutzte Gänsefeder auf der linken Seite, aufgeschlagene Bücher über polnische Geschichte für die Arbeit am „Demetrius“ über der rechten erinnern heute noch an den mitten aus der Arbeit gerissenen Dichter. An diesem Schreibtisch wurde der „Tell“ beendet; in der Mitte liegt die letzte Schöpfung seines Genies: der Monolog der Marja aus dem „Demetrius“ (Nachbildung; das Original im Archiv). Mit Hilfe einer senkrechten Holzwand ist die schräge Außenwand zu Schränken eingerichtet, in denen auch Schillers Bücher hinter Glas zu sehen sind. Es sind überwiegend Geschichtswerke. Links an der Wand führt eine kleine Kapettür in ein Kämmerlein von unglaublich geringen Ausmaßen. Hier war das Schlafzimmer des Dichters! Das Bett allein muß den Raum ausgefüllt haben. Bei zunehmender Krankheit stellte man das Bett in die östliche Ecke des Arbeitszimmers, wo es heute noch steht. Eine verschlossene rote Steppdecke deckt die armelige Lagerstatt, auf der heute täglich Berge von Kränzen und Blumenpenden von der Verehrung für den großen Toten sprechen. Auf einem kleinen Tischchen zur Seite steht noch ein Medizinfläschchen und ein Lächeln.

Wie ärmlich ist doch Schillers Wohnung gegenüber Goethes großartigem Haus am Frauenplan! Und doch waltet hier wie dort ein gleicher Geist: der Zauber einer großen Persönlichkeit, die allem, was sie umgab, den Stempel ihres Genies aufprägte.

Am Plage vor der alten Hofkirche zu St. Jakob, wo der Begräbnisplatz war, steht heute die Rückwand des ehemaligen Kaffeegebäudes, wo Schillers Leiche beigelegt wurde. Es war in Weimar Sitte, die Begräbnisse in der Stille der Nacht ohne jedes Gepränge zu begehen. In der Nacht vom 11. zum 12. Mai, einer wahren Maiennacht, wo nach dem Zeugnis Anwesender die Nachtigallen besonders schön schlugen, wurde der große tote von zwanzig jungen Männern höheren Standes zu Grabe getragen. Eine Marmortafel mit der Goldinschrift „Schillers erste Begräbnisstätte“ kündigt den Ort der ersten Ruhe.

Zwanzig Jahre später öffnete man das Gewölbe und fand Schillers Sarg mit den anderen stark zerfallen. Ein Schädel, den man nach der Form für den Schillers hielt, wurde auf Anordnung des Großherzogs in dem Fußgestell von Schillers Wüste auf der Bibliothek aufbewahrt. Später wurde er samt den ausgegrabenen Gebeinen in der Fürstengruft beigelegt (1827), wo auch Karl August und Goethe die letzte Ruhe fanden. Noch einmal wurde die Totenruhe gestört, als 1912 an Stelle des vermeintlichen Schädels der echte niedergelegt wurde.

Nicht weit vom Goethehaus liegt der alte Friedhof, auf dem viel berühmte Namen aus Deutschlands klassischer Zeit auf den Grabsteinen stehen. Dort erhebt sich am Ende einer schmurgeraden Allee die in antiker Tempelform gehaltene Fürstengruft, überragt von dem Turm der angebauten russischen Kapelle. Tritt man in den Innenraum, der durch sein kirchliches Gepräge erhabend wirkt, dann gewahrt man in der Mitte eine freisrunde, von einem Eisengitter umschlossene Öffnung,

die einen Blick in die eigentliche Gruft gewährt. Links führt eine Treppe hinab. Vollständiges Stillschweigen. Auch dem Führer ist das Sprechen unterlag. Die Rückseite der Eintrittskarte zeigt die Anordnung der Särge. Es öffnet sich die Tür; elektrisches Licht, flammt auf, und eine große Anzahl von Särgen reißt sich aneinander. Ein großer Erzjarg dient Karl August zum letzten Schlaf. In Särgen, die mit rotem Samt überzogen und mit breiten Goldbändern verziert sind, ruhen die Mitglieder des Weimarer Fürstenhauses. Aber sie streift nur ein kurzer Blick. Gleich links am Eingang stehen zwei schlichte Särge aus rot gebeiztem Eichenholz mit flachem Deckel. Ein Berg von Kränzen mit lang herabwallenden Schleifen kündigt, wo wir stehen. Kein Schmuck an den Särgen; nur zu Häupten zwei vergoldete Kränze. Die hier ruhen, konnten irdischen Schmuck im Tode entbehren. Ihr Glanz überstrahlt alle irdische Majestät. Nur zwei Namen leuchten in erhabener Goldschrift am Fußende: Goethe und Schiller. Gebannt bleibt der Besucher in ergriffenem Schweigen stehen. Es ist nicht der Schauer des Todes allein, der ihn packt. Aus diesen zwei Namen spricht deutsche Größe, der die Welt sich beugt!

Aus dem Reiche der Toten steigen wir dem Lichte zu. Was die Toten geschaffen, hat die dankbare Nachwelt pietätvoll gehütet. Jenseits der Alm, wo die Kastanienallee nach Tiefurt abzweigt, ragt das 1896 von der verstorbenen Großherzogin Sophie von Weimar erbaute Goethe- und Schillerarchiv empor. In drei großen Sälen sind unter Glas die interessantesten Handschriften unserer großen Dichter ausgelegt. Dort sehen wir u. a. das „Geographische Büchlein von dem Leben Johann Chr. Friedrich Schiller bei der 1. Abtl. auf der Solitude 17. Juni anno 1773. Soli Deo Gloria“, ein Schulbest, von Schiller mit schnörkelhafter Knabenschrift geschrieben. Die Handschriften des „Don Karlos“, „Tell“, „Demetrius“, „Huldigung der Künste“, die Fragmente „Barbed“ und „Die Maltezer“ liegen aus, Briefe aus dem Verkehr mit Goethe lassen in die Werkstatt Schillers hineinschauen. Drei Folioblätter enthalten Schillers leider nicht vollendetes Gedicht „Deutsche Größe“. Bis für unsere Tage gesprochen mutet uns das Wort an, das der Dichter auf den Deutschen der napoleonischen Zeit schrieb: „Er geht unglücklich aus dem Kampf, aber das, was seine Größe ausmacht, hat er nicht verloren!“

Ein Roman aus Brüssel

„Das Eisenbüchlein“. Von Hermann Teirlind. (Insel-Verlag, Leipzig.)

Ganz ausschließlich neu ist dieser Roman des flämischen Erzählers nicht. Bruchstücke waren schon vor dem Erscheinen der Gesamtausgabe veröffentlicht worden. Und auf den ersten Blick mag es manchem Leser scheinen, als ob der Roman selbst eigentlich aus lauter Bruchstücken, besser gesagt, aus selbständigen oder doch ziemlich selbständigen Teilen zusammengesetzt sei. Dieser Eindruck dürfte sich jedenfalls für denjenigen ergeben, der die Empfindung hat, als wäre ihm so ein einzelner Teil, ja sogar zuweilen ein einzelnes Kapitel verständlich, ohne des Zusammenhangs mit der Gesamtheit des Romans zu bedürfen.

Das ist natürlich eine Täuschung, zugleich aber auch ein Beweis für die außerordentliche Lebensfülle der Gestaltung, die hier vorliegt. Denn hier ist Brüssel, die

Karlsruher Konzerte

Eine kurze Nachlese der konzertanten Veranstaltungen der letzten Wochen hat mit dem Frühjahrskonzert der Wiederhaller zu beginnen, die für ihr Programm außer dem Eingangsschor von S. Gassmair nur Werke von Richard Trunk und Rudolf Busch ausgewählt hatte. Beide Komponisten sind auch hier längst keine Unbekannte mehr; von Trunk, dem in Tauberbischofsheim Geborenen, schätzt man überdies vielerlei Viederschöpfungen. Insbesondere sind ihm jedoch unsere Männerchöre zu Dank verpflichtet, denn er hat Anrecht, unter denen genannt zu werden, die der üblichen Flachheit aus dem Wege gehen, ohne allerdings in ihrem Streben nach Erneuerung der Literatur gewisse Grenzen zu überschreiten. Auch die diesmal aufgeführten Chöre sowie Lieder wird man deshalb nicht gerade genial nennen können, und trotzdem für solche Kunst durchsichtig-larer Gestaltung und für die Einfachheit eines natürlichen Empfindens volles Verständnis haben. Ausgesprochenen Gefühlswert besitzen ebenfalls Rudolf Dud's Vertonungen, die und da sind sie freilich nicht sofort einträglich und für den populären Geschmack zugeschnitten, umso entschiedener dünkt dafür jeweils die Begabung und ersichtlich auch deren gemäßigt moderne Haltung. Sämtliche Kompositionen der beiden Satz- und formlicheren Musiker erleben durch den von Chorleiter Hugo Nahner glänzend gesungenen Verein eine hervorragende Wiedergabe. Für die Lieder mit Klavierbegleitung war in dem Münchener Baritonisten Wilhelm Bauer eine bedeutende künstlerische Kraft gewonnen. Allen Ausübenden, unter denen noch Anton Karle mitwirkte, wurde lebhafter Beifall zuteil.

Zwei inhaltlich harmlosere Veranstaltungen verdienen weiterhin nachträgliche Erwähnung. Josma Selim und Dr. Alois Benach betätigten sich auf dem Gebiet der heiteren „Kufe“. „Altweiner Gaudalsten-Wilder“ hieß die erste Hälfte ihrer Vortragsfolge, „Suntre Blätter von einem Wiener Braterbaum“ folgten nach. Beide Teile standen im Zeichen wiederholter Gemütslichkeit. Mühelos konnte man sich an den

draufischen Ergüssen aus der Schreib- und Notenfeder Vernachlässigen freuen, auch wo er gelegentlich einem gar bescheidenen Humor huldigt. Jedenfalls ist es kein geringes Verdienst der Sängerin Josma Selim, wenn derlei Sachen, die eher zu einer familiären Unterhaltung passen, im Konzertsaal überhaupt einige Wirkung tun. Ihrer unermüdbaren Situation belebenden Vortragslust galt deshalb mit Recht und in erster Linie der starke Applaus, zu dem sich die Hörerschaft schließlich einmütig einischte.

Auch der Kleinkunst, aber mit ausgesprochenem Verständnis für deren volkstümliche Eigenart, wurde Dr. Hans Ebbels an seinem diesjährigen Lautenabend gerecht, der wieder eine Blütenlese vom Besten bot und von edlem Witz befeuert war. Es dürfte nur wenig Künstler geben, die mit soviel soniger Natürlichkeit selbst bekanntesten Liedern stets neue Seiten abzugewinnen wissen. Frohe Stimmung beherrschte den ganzen Abend, dementsprechend groß war selbstverständlich der Beifall, mit dem man den fahrenden Sänger überschüttete.

Früher wie sonst beginnen in diesem Jahr die sogenannten Prüfungskonzerte, d. h. jene öffentliche Vorspiele, die in den meisten Fällen mehr Zeugnis von der Leistungsfähigkeit der Unterrichtsleiter, als wirklich konzertreife Darbietungen der Schüler geben wollen. Den Anfang hat die Ortsgruppe des deutschen Musikerverbandes gemacht, soweit sie in ihrer Organisation die private Musiklehrerschaft umfaßt. Am letzten Sonntag ließ sie im Bürgeraal annähernd 50 Schüler und Schülerinnen aufmarschieren, die in vier Abteilungen ihr mehr oder minder fortgeschrittenes Können zeigten. Ähnlich wie bei den bevorstehenden Prüfungskonzerten der hiesigen Konservatorien verbielt sich natürlich ein kritisches Eingehen auf Einzelleistungen; als Gesamtindruck darf aber immerhin festgehalten werden, daß auch in diesen Kreisen genug wertvolle Kräfte zur Musikziehung der Jugend auf den verschiedenen Gebieten vorhanden sind, und wenn vorläufig Klavier und Gesang noch stark dominieren, so wird sich zweifellos manche Lücke bald schließen. Da die Ortsverwaltung, wie ihr erster Vorsitzender D. Folst in seiner einleitenden

Ansprache ausführte, nicht nur den wirtschaftlichen Interessen der freistehenden Berufsmusiker dienen, sondern zugleich den Musikunterricht von unläuteren Elementen bereinigen will, wird man künftig ihre Arbeit um so aufmerksamer verfolgen müssen. Schon nach dem erfreulichen Ergebnis der vier Vorspiele darf man sie den für unsere Musikpflege und Musikkultur entscheidenden Faktoren positiv zurechnen. H. Sch.

Bücheranzeige

Fritz Karl Weber: Reinhard und seine Velfer. (C. S. Beck, München). — Ein wertvolles Buch der Entwicklungszeit eines außergewöhnlich tief heranlangen jungen Menschen während seiner Gymnasialzeit. Ein Buch, das jeder ernste Mensch mit Freude und großem Interesse lesen wird, das aber besonders für die männliche Jugend der Gymnasialjahre, ein Schatz von ungeheurerem Wert sein wird. Alle Räte dieses jugendlichen Alters, inmitten gewisser Freuden derselben, wachen in unserem Herzen wieder auf: Die Räte gegenüber den allgewaltigen Machthabern, Direktor und Lehrern; die Räte des einzelnen gegenüber dem Korpsgeist der Mitschüler; die Räte des Unreife, Schüchternen, gegenüber der mütterlichen Reife junger Mädchen, vor allem aber die, unabhängig von äußerem Verhältnis, im Herzen des sich allmählich mühsam zur Klarheit durchdringenden jungen Menschen sich abspielenden Räte, die Kämpfe zwischen Geist und Körper stehen in Nachdenken erregender Tiefe vor uns; ganz besonders das Durchbrechen der Klarheit über den Beruf, den zu ergreifen die innere Stimme nötigt. Die hohe Bedeutung dieser dunklen, schweren, aber für alle Zukunft entscheidenden Jahre und die eigentümliche herbe Schönheit der Jugend sind hier mit psychologischer Schärfe und pädagogischer Tiefe entwickelt. Ich wüßte kaum ein Buch, das als Geschenk für Gymnasialisten geeigneter, förderlicher wäre, als dies Buch der Gymnasialzeit eines ersten jungen Mannes.

ganberhaft schöne Stadt, und leuchtet auf in den delikaten Umrisen seiner Architektur, in dem hier einmal im Wortsinne berechtigten mondänen Schwung seines Lebens, das in den Schicksalen von Menschen sich spiegelt, Figuren, die mit einer alle Sinne beschäftigten Plastik dichterischer Formung vor dem Leser aufstehen und wandeln, tun und leiden, leben und sterben.

Es könnte im Bezug hierauf der Einwand erhoben werden, daß Teirlind ja so etwas wie einen Schlüsselroman geschrieben, daß er sich selbst zu dieser Abhängigkeit von den menschlichen Modellen bekannt hat. So aber möchte er doch nicht verstanden werden. „Mein Realismus“, sagt er in dem Vorwort zur deutschen, von Severin Nüttgers geschaffenen Ausgabe, „ist keine slavische Nachschöpfung der Wirklichkeit... Das ganze „Eisenbein“ ist die Frucht einer Einbildung, die ich an der Wirklichkeit zu prüfen versucht habe. Darum kann nicht die Rede davon sein, meine Hauptpersonen zu identifizieren. Das literarisch dargestellte Menschenbild dieser Hauptpersonen ist — mit seinen Fehlern, Zerrungen, Schwächen und allem — von mir und nur von mir... Was ich in bezug auf meine Personen erkläre, gilt auch für die dramatische Handlung. Ich habe ein Bild des Brüsseler Lebens aufstellen wollen, insbesondere vom Leben der höheren Bourgeoisie... Ich bin der Geschichtsschreiber eines Brüssels, das meine Phantasie innerhalb der Formen des wahren Brüssels aufgebaut hat.“ Es darf gesagt werden, daß der Dichter das Verhältnis zwischen Wahrheit und Dichtung, soweit es für sein Werk in Frage kommt, sehr einleuchtend verdeutlicht hat.

Was er erzählt, ist übrigens eine Familiengeschichte, gleichsam der Verfall einer Brüsseler Familie, bewirkt durch einen gewissenlosen oder doch scheinbar gewissenlosen Intriganten und selbstsüchtigen Lebensgenießer, die Vernichtung der Familie Verlat durch Rupert Sörge. Die Familie Verlat besteht aus Ernest, seiner Schwester Francine, seiner Frau Vere, und seinem Onkel Dr. Vessly. Ein Fremdestreiter schließt sich an, als dessen wichtigste Personen Pastor Emanuel Doening, der Bildhauer Simon Peter und der Maler Joan Dora, der „Brabanter Gotiker“, zu nennen sind. Geistige Überlegenheit und disziplinierte Willenskraft ermöglichen dem von Geheimnis umwitterten Rupert Sörge, Schwager des schwachen Ernest Verlat zu werden, ihn seiner Frau Francine, der Familie zu entfremden, seine frühere Geliebte mit Ernest Verlat so zu verbinden, daß die arme Vere, die aus Liebe zu Ernest den Fluch ihres orthodoxen Vaters auf sich genommen hat, an ihrer inneren Not zugrunde geht. Francine, die Rupert Sörge nur dadurch hat gewinnen können, daß er ihren Seelenfreund, den Bildhauer Simon, durch politische Manipulationen für längere Zeit ins Gefängnis brachte, verläßt er schließlich, als ihm der Boden in Brüssel zu heiß wird. Wie am Anfang des Buches der Tod steht, der Tod der Mutter von Ernest und Francine Verlat, so steht am Ende der Tod von Vere Verlat, verklärt durch die Versöhnung mit dem Vater. Dennoch bleibt ein Erdenrest, zu tragen peinlich.

Die Eigenart der Darstellung zeigt sich vor allem darin, daß die Hauptpersonen mit einer ungemein begabten Breite aus ihrem ganzen Leben heraus geschildert werden, dergestalt, daß ihnen vielfach eigene Kapitel gewidmet sind, worin mitunter ihre Entwicklung mit einer lebendigen, sorgsam ins Einzelne gehenden Liebe gewürdigt und in farbigen Bildern so getreulich konturlos wird, daß der Leser bald mit ihnen vertraut ist und genau weiß, was er von ihnen zu halten hat. Er weiß genau, daß der Fanatiker Vieson Lazare, der Vater Veres, ein nur allzu weiches, unter der eigenen Geistesstrenge grausam leidendes Herz hat, weiß, daß der im Kleinen und Geringen fast versinkende Joan Dora einen Charakter besitzt, auf den der Vergleich „wie Gold“

wie angepaßt, paßt, und vergißt nie, aus welcher Welt zarter Jugendempfindungen die friedvolle, gütige Lebensstimmung Pastor Doenings erwachsen ist. Er macht sich auch keine Illusionen, der Leser, über Ernest Verlat und seine Willensschwäche, über ihr so wenig wie über seine mit Liebreiz und Reichtum gleich begabte Schwester Francine, die unter den Händen Sörges, dem sie blind vertraut, eine so ganz andere wird. Nur über einen erfährt er nie „Genaueres“, und das ist eben Rupert Sörge, dessen äußere Erscheinung nicht weniger deutlich geschildert ist als die der andern, dessen Herkunft aber dunkel bleibt und dessen Wesen nur symbolisch bezeichnet wird, durch das „Eisenbein“, ein erotisches Amulett, das er um den Hals trägt und das ihm, indem er es mit einer gewissen Wollust zu betasten pflegt, zu einem Sinnbild seiner verfeinerten Gemütsucht geworden ist. Dieser Kunstgriff, inmitten einer mit unbedingter Wirklichkeits-treue bis in alle ihre Hintergründe hinein geschilderten Welt einen Menschen sich auswirken zu lassen, der im Rahmen dieser Schilderung eine Ausnahme bildet, gibt dem Roman die Spannung, die ihn neben seinen künstlerischen Werten besonders auszeichnet.

Das ganze Gesehehen aber durchzieht unter der Oberfläche der politische Gegensatz, der die geistige Kultur Belgiens kennzeichnet, die Opposition des Flamentismus gegen das wallonische Element, zugleich aber auch der Kampf der parlamentarischen Parteien, an dem einige Personen des Romans beteiligt sind und der, wie alle Politik, Unfrieden stiftet, wo er auf das rein Menschliche stößt. So bleibt am Ende ein Gesamteindruck, der nicht allzweit vom Ziel des Verfassers entfernt sein kann. Für deutsche Leser bleibt es natürlich belanglos, bis zu welchem Grade Teirlind lebende Personen und Verhältnisse in seinem Roman verwendet hat. Da lebt alles, ob es nun mit oder ohne Modell gestaltet worden ist. Und daß und wie es lebt, das zeigt sich eben auch in jeder Spannung, die von dem Werk ausgeht, einem Roman, dem nur, wie allen Romanen, die an bestimmten Orten und Zeiten spielen, ein zu wünschen ist: die Ausstattung mit Stadtbildern, die auch den Pariser, Londoner, Berliner, Wiener Romanen nötiger sind als irgendwelche fensche Illustration. Denn die Architektur einer Stadt, selbst eine Kunst, ist etwas, das auch der größte dichterische Realist nur unvollkommen wiedergeben kann, weshalb er seiner Würde nichts vergäbe, wenn er seine Darstellung durch gute Architekturbilder unterstützen ließe, wie sie, um nur ein Beispiel zu nennen, Charles Merxan mit seinen Radierungen für das Paris des neunzehnten Jahrhunderts geschaffen hat. Es wäre sehr erfreulich, wenn ein deutscher Verleger in dieser Richtung vorangehen und sich entschließen würde, in solcher Zusammenwirkung von Erzählkunst und Graphik etwas Vorbildliches zu schaffen. Will Scheller.

Darmschmarotzer

Von Dr. B. A. Garb

Der Spulwurm (*Ascaris lumbricoides*) ist von bläulicher Farbe, an den Enden verjüngt, hat eine Länge von 20–30 cm (das Weibchen) und von 10–20 cm (das Männchen). Das Weibchen birgt in seinen Geschlechtsorganen rund 60 Millionen Eier, welche letztere in ihrem Innern einen wurmartigen Embryo entwickeln. Die Spulwürmer leben im Dünndarm, zuweilen in recht beträchtlicher Zahl, und können in den Magen gelangen und von da zum Munde ausgebrochen werden.

Ihr Entwicklungsstadium ist, nach neueren Forschungen, folgender: Im Dünndarm schlüpfen die Embryonen aus der Eihülle und gelangen teils mit dem Kot aus dem After, teils indem sie durch die Darmwand dringen, mit dem Lymph- und Blutgefäßsystem in die Leber, in das Herz, in

den Peritonäalraum, in der ausgedehnten Mythologie des Bildlich-Geistlichen leben, während wir in der Zivilisation durch den Mann begrenzt zur starren mechanischen Anwendung erniedrigt seien und nur durch diese „Warnung“ wieder zum ursprünglichen Ausdruck zurückkehren können.

Die „Sonderstellung des Menschen“ wußte Prof. W. Scheller, Köln, in wissenschaftlichen Darlegungen zu erfassen. An die Stelle der christlichen, klassischen und naturwissenschaftlichen Vorstellungen tritt für ihn eine neue Einheitsbestimmung, die wirklich ein Bedürfnis ist. Wir erkennen heute dem Tier (z. B. auch der Pflanze) Gefühlsorgan, Instinkt, affektives Gedächtnis und praktische Intelligenz zu, aber nur dem Menschen den Geist. So steigt aus der Natur, in der Körper u. Seele unbedingt eins sind, die Menschentwicklung und verliert manches, z. B. die Instinkte. Die Geschichte wird als Ernüchterungsprozess aufgefaßt, der Mensch ist nicht mehr umweltschwebend, sondern „entstarrt“, aber zugleich entwickelt, denn der Geist ist mächtig. So sollen wir versuchen, unser Leben nicht nur zu vergeistigen, sondern auch zu bewahren. Auch soziologisch müssen wir wieder die Kraft bei den Unteren erkennen. Drang und Geist! Dr. S. Prinzhorn, Frankfurt hat durch ein Kunstgespräch an sich selbst die „erdendürbare Seele“ erlebt und stellte sie dem von Kesslerling ins Absolute gesteigerten „erdbeherrschenden Geist“ entgegen, um damit auch S. Klages zu seinem Recht kommen zu lassen.

Den Abschluß gab neben einigen Worten Kesslerlings die persönliche Weisheit von Prof. A. Wilhelm, Frankfurt, über den „Menschen als Maß und Mitte“. Seine Worte waren gleich denen der anderen Gelehrten Belantheit, aber mit so weitem und gegenwärtigem Gesichtsfeld, daß die Hörer hier vor am besten den neuen Humanismus erfassen konnten. Er stellt die geistige Leistung der Antike und der Moderne nicht nur als Gipfelpunkte, sondern auch als frivole Spiele, denen in der Wirklichkeit eine ebenso frivole Herrschaft entspricht. Wohl gelangte Geist und Natur zu vereinigter Wirkung bis in unsere Zeit, aber die Seele blieb verlassen, obwohl sie Nahrung des Geistes ist. Durch einen Sprung wollen wir uns wieder zum Geist der Ordnung bekennen und in Wesen und Bildung des Menschen ordnen durch die drei Bindungen: Erkenntnis, Liebe und Kraft. F. B.

die Lungen. Von da wandern sie weiter in die Luft- und Speiseröhre und gelangen so wieder in den Magen und schließlich in den Darm, wo sie bleiben und zahllose Eier hervorbringen. Die Wanderung kann auch anders verlaufen: die Larven können vom Herzen ins Gehirn gelangen oder sie können irgendwo zugrunde gehen.

Im allgemeinen machen sie keine großen Beschwerden und werden nur zufällig gefunden. In anderen Fällen erregen sie ähnliche Erscheinungen, wie wir sie von den Bandwürmern her kennen: Leibschmerzen, Jucken in der Nase, Mattigkeit usw.; gelangen aber zahlreiche Eier in den Körper, dann können die wandernden Larven nervöse Störungen, wie Kopfschmerz, Schwindel, weite Pupillen, in schwereren Fällen, besonders bei Kindern, hohes Fieber mit Schüttelfrösten, Husten und Lungenentzündung verursachen.

Der japanische Professor Koino hat, um diese bis vor kurzem noch ziemlich ungeklärten Wanderungsverhältnisse des Spulwurms, seiner Eier und Larven zu studieren, eine ganze Anzahl solcher Eier selbst verschluckt und diese Erscheinung an sich beobachtet.

Man findet den Wurm vorzugsweise bei Kindern und bei Erwachsenen der Volkstriebe, in denen auf Reinlichkeit und Hygiene nicht der genügende Wert gelegt wird, bzw. gelegt werden kann.

Die Behandlung besteht in der Verabreichung von Zitrusblättern oder besser, in dem aus den Blättern gewonnenen Santonin, das als Pulver oder in Trochiscenform (Wurmpfläzchen) gegeben wird. Auch hier gleichzeitig mit einem Abführmittel, das aber möglichst nicht Nizinus sein soll, da dieses das Santonin löst und so leichter zu Vergiftungsercheinungen führt. Denn das Santonin ist, besonders in größeren Gaben, nicht ganz ungefährlich; sind auch schwerere Erscheinungen (Ausschlag, Erbrechen, Krämpfe usw.) selten beobachtet, so kommen Selbstfärbung der Augapfelbindehaut und Gelbfärbung neben Gelbfärbung des Urins häufiger vor. Aus diesem Grunde soll man das Santonin nicht nacheinander nehmen und gleich ein Abführmittel dabei, um es möglichst bald wieder aus dem Körper zu schaffen.

Der gemeinste und häufigste Parasit des Menschen ist der Madenwurm, auch Frieischwanz genannt (*Oxyuris vermicularis*); er ist viel kleiner, das Weibchen etwa bis 1 cm lang, das Männchen 3–4 mm. Er lebt vorzugsweise im Dickdarm und geht entweder mit dem Kot ab, auf dem man dann unangenehm weiche Würmer sich tummeln sieht, fein wie dünne Nudeln, oder sie wandern unabhängig davon aus dem After und finden sich dann in den Betten oder in der Kleidung. Dadurch wird am After ein lebhafte, die Kinder, um die es sich hierbei meistens handelt, zu beständigem Kratzen veranlassendes Jucken hervorgerufen, welches Jucken dem Eltern auf die etwaige Anwesenheit von Würmern aufmerksam macht.

Die Verbreitung geschieht wahrscheinlich von einem Menschen auf den anderen, indem die Oozyten oder ihre Eier durch die Finger, durch Schwämme aufgenommen und dann, bei mangelnder Sauberkeit, mit den Nahrungsmitteln in den Magen gelangen, wo die Schalen der Eier durch den Magen saft gelöst und der Embryo frei wird. Die Larven des Wurms wandern nicht.

Die Behandlung ist, wenn genügende Reinlichkeit und Sauberkeit mangelt, oft schwierig, indem immer wieder neue Selbstinfektionen stattfinden; um letzteres zu verhindern, zieht man Kindern am besten, auch Nachts, eine geschlossene Hose an. Die Behandlung ist auch deshalb so schwierig, weil es wohl gelingt, die Würmer aus dem unteren Abschnitt des Darms zu entfernen, schwer aber oft aus den höheren Darmabschnitten. Das geschmacklose Mittel ist auch hier außer Chenopodiumöl u. a. das Santonin, daneben innerliche Abführmittel und Mischturen mit Seifenwasser, Essigwasser, Knoblauch, das seit ältester Zeit beliebt dafür ist, evtl. mit schwachen Sublimatlösungen. Gegen das Jucken am After wird am besten graue Quecksilber-salbe verstrichen. Aber auch bei dieser Darmschmarotzern, die an sich ungefährlich sind und nur durch das Jucken, Kratzen und seine Folgeerscheinungen unangenehm sind, ist dringend zu warnen, auf eigenes Risiko und eigene Verantwortung zu behandeln, besonders nicht mit Mitteln, die, wie das Santonin, nach den oben gemachten Ausführungen gewisse Gefahren bringen können.

Es gibt noch einige andere Darmschmarotzer, welche, wie z. B. der Keißelwurm, beobachtet worden sind; sie sind aber verhältnismäßig selten und erfordern, wenn sie vorkommen, dieselbe Behandlung, die wir für die anderen Darmwürmer geschildert haben.

Reinliche Sauberkeit des einzelnen und seiner Umgebung, Hygiene in der ganzen Lebenshaltung und Pflege des Körpers sind die besten Mittel der Vorbeugung auch gegen diese Parasiten. Auch die allgemeine Hygiene, die für die Fleischversorgung in der Fleischschau durch ausgebildete Fleischbeschauer sich dokumentiert, wirkt vorbeugend, wenn auch hier, was den Bandwürmern anlangt, die einzige Sicherheit, ihn nicht zu bekommen, die Enthaltung vom Genuss des rohen Fleisches bleibt.

Diese Darmschmarotzer mitzuernähren, ist, auch wenn sie ihn nicht zu belästigen finden, kein Vergnügen und, wie erwähnt, mit mannigfachen Beschwerden verbunden. Sorgfamer Behandlung gefolgt es fast stets, sie zu beseitigen.

Naturw.-medizinisches Allerlei

Magenuntersuchungen an Mumien. Englische Gelehrte haben den Mageninhalt ägyptischer Mumien untersucht, um daraus Schlüsse auf den Stand der Zivilisation unter den ersten ägyptischen Dynastien und weiter zurück zu ziehen. Professor Elliot Smith glaubt aus diesen Untersuchungen den Zeitpunkt der Einführung des Weizens in Ägypten bestimmen zu können.

Allerdings macht der Weizenfäulnisbakteriologe, Professor Peczival darauf aufmerksam, daß das Fehlen von Weizenhälsen kein Beweis sei, da die Ägypter vermutlich den Weizen von vornherein enthäult gegessen hätten.

8. Tagung der Gesellschaft für freie Philosophie

Zur Darmstädter Herbsttagung der „Schule der Weisheit“ war eine Herzschaft von etwa 400 Personen versammelt. Täglich fanden in der Woche vom 24.–30. April zwei Vorträge statt, die sich um das Thema „Mensch und Erde“ gruppieren. Ergebnisse in Naturforschung und Philosophie mögen diese Hauptfrage des Menschenschicksals besonders nahegelegt haben. Die Leistung Kesslerlings besteht darin, mit großem Geschick gerade die wesentlichen Forscher vereinigt zu haben. Wenn man auch die Rhetorik von Kesslerling selbst nicht anerkennt, weil sie allzu wortgläubig ist und alles zerflattern läßt, so ist doch ein Ausbau seiner philosophischen Gesellschaft und die Beteiligung weiter Kreise sehr zu wünschen: Sinneserfassung wird durch ein Meditations-symposium erreicht, wie es in der Vortragswoche zu Darmstadt geboten wurde. Wenn der einzelne seine Wirkungseinheit sucht, so wird er durch den Einklang mit den Stimmen der großen Geister um so mehr gefestigt werden.

Einleitend wies Kesslerling auf die ewige Spannung zwischen Mensch und Erde hin, die immer neue Lösungen fordert. Die sich wandelnde Erde kann als Einheit erfährt werden, so daß in Übereinstimmung von Denken und Sein) alles auf der Erde seine bestimmte Zeit „lebt und her“ hat. Prof. S. Wachs, Hamburg behandelte den Körper als „Schicksal“, das erkannt werden kann, wenn man die medizinischen Hoffnungen von heute auswertet. Der Zürcher Psychologe G. O. Jung teilte sein umfangreiches Wissen über die „Erdbedingtheit der Seele“ mit. In der Einzelseele lebt neben dem individuellen Bewußtsein und dem persönlichen Unbewußten das „kollektive Unbewußte“, in dem das Erleben unserer Vorfahren vereinigt und das Einssein mit der Kosmos und Umwelt, aber auch die Belastung durch rückständige Vorstellungen begründet ist. Mythologie und Psychoanalyse erfordern dies und stellen ferner gewisse „Archetypen“ in Mann und Frau fest, die jedes Einzelschicksal gefangen halten. Prof. A. Frobenius, Frankfurt ist durch den Zusammenhang von „Erdschicksal und Kulturwerden“ ergriffen und baute eine Fülle von Tatsachen um seine Dominanztheorie. Er sieht